№ 51. Erster Jahrgang. 1840.



Grafschaft Glatz.

Redakteur: REYMANN. (Glatz, den 19. Dezember.) Druck von F. A. POMPEJUS.

Die Abtei.

Sage der Vorzeit.

Es schaut der Abt mit finstern Blicken
Vom Klosterthurm hinab ins Thal,
Es muß ihn wohl ein schwerer Kummer drücken,
Sein Auge ist so matt — die Stirn so fahl,
Vor ihm die reiche Flur im Abendlicht,
Sie lächelt dem Gebieter heitre Lust,
Doch kalt und düster blickt sein Angesicht
Verschlossen seine Brust.

Auf seinem Lager findet ihn die Nacht
Halb träumend, halb erwacht,
Und wie es schwarz am Mond vorüberstreicht,
Und wie der Nachtwind um die Fenster schleicht,
Da rüttelt ihn der Schreck heraus
Aufathmend horcht er — lauscht hinaus,
Sinkt dann ermattet auf sein Lager nieder,
Und ruft mit hohler Stimme seine Brüder:
„Der Herr will seinen Diener prüfen,
Und sendet Schwermuth mir ins Herz,
In meiner Brust geheimsten Tiefen
Erwacht der alte, längst vergeßne Schmerz;
Vielleicht — an heilger Stätte zum Gebet vereint —
Bezwingen wir durch Glaubenskraft den Feind." —
Und durch des Domes traurig stille Hallen
Der Abt und seine Mönche wallen,
Dann um den mächtgen Hochaltar
Versammelt sich die fromme Schaar;
Der Stimmen hohler Klang
Verhallt in schauerlichem Schweigen,
Verstummen muß Gebet und Psalmensang,
Die Stille siegt. —

Da, horch! — war das nicht Glockenton,
Der Todtenglocke dumpfer Ton?
Die Mönche lauschen athemlos —
Jetzt wieder — dreimal schlägt die Glocke an —
Das hat nicht Menschenhand gethan!
Es erbleichen alle Wangen,
Es verstummen alle Zungen,
So hat die Glocke nie geklungen.
Der Abt erhebt sich von den Stufen
„Wer hat nach mir gerufen?

Es kam von Euch die Stimme nicht,
Seht dort! — in jenem Bogen wird es Licht
Seht! seht! die schimmernde Gestalt,
Sie kommt herauf, sie schaut nach mir
Der fürchterliche Traum entflieht,
Die Heimath find' ich wieder.
Es rauschen Tannen um mich her,
Die Wolken fliehn, die Sonne glüht,
Mari! — du kommst zu mir
In deinen Augen flammt die reinste Lust,
Du winkst, — ich folge dir,
Ich will den Tod an deiner Brust!
Und reißt sich los mit Riesenkraft,
Und stürzt hinaus —
Durch die Gänge, durch die Hallen
Seine flücht'gen Tritte schallen,
Die Abtei vorüber,
An den Thurm hinüber,
Im stürmischen Lauf
Die Treppe hinauf,
Höher, immer höher hinauf,
Die Glocken vorbei,
Wo sich die Balken kreuzen,
Hinauf wo der Rabe fliegt,
Wo sich im Sturm die Fahne wiegt; —
Und jetzt, — am schwindelnden Rand,
Zurück — der Abgrund gähnt,
Durch zerriß'ne Wolken bricht
Des Mondes Licht.
Vom Thurme fliegt's herab,
Schwer hinab. —
Und die Lüfte verwehn
Schmerzliches Gestöhn.

Wohl steht die Abtei schon längst wüst und leer,
Doch geht im Lande noch die Schauermähr:
„Wenn dort um Mitternacht die Todtenglocke schlug,
Der nächste Tag den Abt zu Grabe trug."

Das Todesurtheil.

(Fortsetzung)

Dieser Vorfall bestärkte ihn nun vollends in seinem Fatalismus, daß er zum Schaffotte vom Schicksal bestimmt sei. Und fortan ward diese Idee der Mittelpunkt seines Glaubens, seines Gebetes, seines Lebens. Jetzt war er fest, entschieden, auf Alles gefaßt.

Vorher hatte er zwischen Himmel und Erde geschwebt, nun belächelte er seinen Irrthum, als könne die Liebe sein Schicksal umstimmen, und den Menschen vor vorherbestimmten Thaten bewachen. Seine Pilgerfahrten kamen ihm wie Narrenfahrten, sein frommer Glaube wie Wahnwitz vor; es zog ihn nach Paris zurück. Aber, so ist der Mensch in seinem dunklen Treiben; jemehr er über seine frühere Liebe spottete, desto heißer sehnte er sich doch, das Mädchen, welches einst wie ein milder Hoffnungsstern in seine Nacht hineingeglänzt hatte, noch einmal zu sehen.

Am 1. Mai des Jahres 1465 zog er in Paris durch die Porte Saint-Jacques wieder ein. Fast fünf Jahre lang war er in der Irre umhergezogen. Er konnte nicht widerstehen; es trieb ihn wieder zu jenem einsamen Hause am Montmartre. Auf dem Wege dahin mußte er das Quartier des Halles passiren, aber um dem Schaffot und Galgen auszuweichen, machte er einen Umweg, und trat eben in die Straße de Garnelles ein, als ihm Musik und Volksgewühl entgegenbrauste. Auf seine Frage, was hier vorgehe, erfuhr er von einem Bürger, es sei ein Brautzug; Petit-Johan, Henri Cousins, des Scharfrichters von Paris Sohn, verheirathe sich mit Nicole Capeluche, der Tochter eines ehemaligen Scharfrichters in der Provinz; das ist eine recht hübsche und passende Heirat, meinte schließlich der gute Mann, und ging seines Weges.

Mandé stand wie vom Blitze getroffen. War das kein Fatum? Mit stillem Ingrimm biß er die Zähne zusammen, und murmelte: Wie Gott will!

Der Name der Braut trieb ihn in das Menschengewühl hinein. Er sah Nicole, und taumelte besinnungslos gegen die Mauer. Jetzt war Alles vorbei, Alles fest. Wenn er früher hin und wieder in heiteren Momenten noch zweifelhaft war, ob der Himmel mit einem Unschuldigen ein so höhnisches Spiel treiben könne, so war jetzt daran nicht mehr zu denken. Eines Scharfrichters Tochter hatte er geliebt. —

Dennoch zog es ihn hin zu der Hochzeit; noch einmal wollte er die Braut sehen, sich überzeugen, daß diese Nicole seine Nicole sei. Er hatte sich nicht getäuscht; sie war es, noch schön wie ein Engel des Friedens, nur ernster und bleicher. Jene Nicole die er liebte, anbetete, die er heiraten wollte; stand vor ihm, und doch war sie eine andere, sie war die Tochter und die Braut eines Scharfrichters. Da seufzte er: es ist aus mit mir, ich bin verloren! der Wahrsager hat die Wahrheit gesprochen; meine Höllenangst war kein Wahn!

Jeder, der sich aufgiebt, ist verloren; er fällt in den Abgrund hinab, und sucht sich nicht mehr zu halten, zu retten! Mandè würde jede Hoffnung eine Verrücktheit gescholten haben. Jetzt wollte er seinem Schicksale

nicht mehr ausweichen, er forderte es heraus. Wäre er nicht zu rechtgläubig gewesen, so hätte er wohl selber Hand an sich gelegt; indeß er war fest überzeugt, der Selbstmord werde in jenem Leben von allen Sünden am härtesten bestraft. Nur seinem Geschicke wollte er genug thun, dann sterben, und droben fragen: Gott, warum hast du ein so arges Spiel mit einem Unschuldigen getrieben?

Jetzt war sein Wahnsinn kein momentaner mehr, sondern ein beständiger; nun wich er den Richtplätzen nicht mehr aus, sondern suchte sie auf, wie früher die Kirchen, und wenn er betete, so ging er in die Kirche Saint-Jean am Greveplatze, wo die, zum Tode Verurtheilten auf den letzten Gang vorbereitet wurden

Jener Brautzug, welcher ihn so furchtbar erschütterte, schien ihm die verlorene Ruhe wieder gegeben zu haben; er war still, heiter und glücklich auf seine Weise.

Petit-Johan liebte seine gute Nicole mit jedem Tage herzlicher; nach Jahr und Tag gab sie ihm einen Sohn, ein reizendes Kind, das sein eheliches Glück zum Himmel auf Erden machte. Selten ward aber auch ein Kind von seinen Eltern mehr geliebt, als dieser Knabe. Vier Jahre war es bereits alt, fünf Jahre waren die guten Eltern glücklich und froh, und seit fünf Jahren hatte Mandé Nicole nicht wieder gesehen. Er lebte still vor sich hin, das Leben war ihm verhaßt, der Tod gleichgültig, und doch vegetirte er fort.

Eines Tages, als der Himmel schwer mit Wolken verhangen war, schlich Mandé dem Pariser Thore Montmartre zu; bald lief er mehr, als er ging, dann stand er wieder still, und fuhr sich mit der Hand über die finstere Stirn, welche noch viel trübere Wolken, als die am Himmel, umhüllten. Er hatte eine grause Nacht gehabt, und war endlich mit dem Vorsatze fortgegangen, seinen Seelen-Leiden ein Ende zu machen.

Jetzt stand er an der Ecke der Straße Grevelle. Vor ihm spielte ein Haufe Kinder, unbekümmert um die Wolken des Himmels und die trüben Blicke des finstern Mannes, der ihrem muntern Treiben zuschaute. Das fröhliche Gelächter, die blitzenden Augen, die kecken Sprünge der Kleinen versetzten Mandé in eine wunderbare Stimmung. In dieser Unschuld lag für ihn etwas Himmlisches, und er dachte: Wenn ich dieser Kinder eins tödte, so sende ich dem Himmel einen Engel, und rette es wohl vor dem Fluche des Lebens auf Erden, welches nur eine Hölle ist.

So sinnend trat er den Kindern näher, lächelte ihnen zu, und winkte. Sie hüpften zu dem fremden Manne heran, neckten und liebkosten ihn. Unschlüssig fragte er den einen Knaben:

Wie alt bist du? — Sechs, fremder Mann! — Und Du? -- Fünf! — Und Du? — Auch fünf — Messire! — Und Du? — Ich bin erst vier Jahre alt!

Das ist der Jüngste, der Unschuldigste! dachte Mandé nahm das hübsche Kind auf den Arm, küßte es, und drückte ihm zugleich seinen Dolch ins Herz.

Ach wie stark du bist, fremder Mann! riefen die andern Knaben, drücke ihn nur nicht so fest, er schreit ja!

Aber plötzlich verwandelte sich die friedliche Scene; als die Kinder Blut sahen, und der arme Knabe auf des Mörders Armen röchelte, schrien sie laut auf, die Vorübergehenden wurden aufmerksam: Mandé legte mit fürchterlicher Ruhe das Kind zur Erde, streckte den Herbeieilenden die Arme hin, und sagte: Bindet mich, richtet mich, führt mich zum Tode! — Meinem Schicksale ist sein Wille geschehen; wir sind quitt!

Dann traten ihm die Thränen in die Augen, doch nicht über die Unthat, nicht über des Kindes Tod, sondern weil er der Schmerzen der Eltern gedachte, denen er eine so herrliche Blüthe geknickt hatte.

Die Straße füllte sich mit Menschen; Entsetzen auf allen Gesichtern; die Frauen in Thränen, die Männer in Wuth über so unerhörten Frevel.

Da drängte sich ein Weib durch das Menschengewühl, sie rief, sie schrie, sie fiel besinnungslos auf die blutige Leiche ihres Lieblings nieder. Dann raffte sie sich wieder auf, preßte die Hand auf die klaffende Wunde, küßte den bleichen Mund, und sah verwirrt umher, als suche sie das Ungeheuer, welches so Grauses wagen konnte. Ihr Auge fiel auf Mandé, und nun rief sie zusammenbrechend: Du bist der Entsetzliche? Du meines Kindes Mörder? — Die Stimme versagte ihr den Dienst. —

Mandé Thibergeau ward ins Gefängniß geführt, er ward gerichtet, zum Tode verurtheilt. Am Tage seiner Hinrichtung stand Mandé barfuß, eine brennende Kerze in der Hand, vor der Hauptthür der Kirche Notre-Dame. Alle Mütter, welche vorübergingen, entsetzten sich. So schwer war das Mutterherz noch nie verletzt worden. Als er auf das Schaffott stieg, zeigte er eine Ruhe, welche Staunen erregte: Des Schicksals Wille ist vollbracht! murmelte er, und sah auf die Volksmenge herab.

Jetzt stand er dem Scharfrichter gegenüber; nur er und der Deliquent ragten über die Menschenmasse hervor. Da rief von unten eine kräftige Stimme: Rasch, Petit-Johan, den Mörder deines Kindes wirst du doch nicht fehlen! — Du machst heute dein Meisterstück!

Meister Henry Cousin, des Scharfrichters Vater, war der Sprechende; neben ihm stand Meister Mercy Capeluche, des Scharfrichters Schwiegervater, welcher hinzusetzte: Rasch, Petit-Johan, zeig deiner Nicole, daß du sie liebst.

Mandé wollte sich die Augen nicht verbinden lassen. Als der Scharfrichter aber den Schwerdtstreich führte, zuckte Mandé; doch sein Haupt fiel. Der Unglückliche hatte grade im Tode noch den nicht ferne stehenden Wahrsager an seinem langen weißen Barte und der großen Brille erkannt. Der letzte Ton, den er wahrscheinlich noch vernahm, war ein schallendes Gelächter

des Astrologen, dessen Spruch so furchtbar nicht durch bestimmten Willen des Himmels, sondern durch den Aberglauben des Unseligen in Erfüllung gegangen war.

Überfahrt
Carl X. von Cherburg nach Cowes.
(Fortsetzung.)

Der Dauphin, welcher oft lachte, faßte plötzlich den Schiffslieutenant Lottin beim Rockknopf und sagte zu ihm: „Nicht wahr, ich habe ein heiteres Ansehen? aber ich bin nicht immer so heiter, als ich scheine.“

Der Admiral Folley, ein Greis mit weißen Haaren, der die Division der Seemacht auf der Rhede von Portsmouth befehligte, und der Marquis von Anglesey, Pair von England, kamen dem Könige ihre Aufwartung zu machen. Lord Anglesey hatte ein Bein bei Belle-Alliance verloren, dies galt ihm als eine Empfehlung beim Könige.

Donnerstag den 19.

Dieser Tag begann für die Prinzen auf eine erfreuliche Weise; man überbrachte ihnen Blumen und Weintrauben.

In seinen Unterredungen mit dem Befehlshaber kam Karl X. oft wieder auf die Reisen des Astrolabe zurück. Am heutigen Tage sagte er noch zu ihm: „Warum sind Sie mir denn nicht vorgestellt worden?“

„Sire, augenscheinlich wegen meiner Meinungen!“

„Waren Sie mir nicht ergeben?“

„Verzeihen Sie mir, Ihnen wohl als Chef des Staats, aber nicht Ihrer Familie.“

„Weshalb haben Sie sich denn mit diesem Auftrag belästigt?“

„Ich war der Einzige, und glaubte ihn nicht ablehnen zu dürfen, bloß weil er nicht angenehm war.“

„In der That ein trauriger Auftrag“

„Heute preise ich mich doppelt glücklich, ihn angenommen zu haben, wenn ich ihn unbeschadet meiner Grundsätze und meiner Pflichten, zu Ihrer Zufriedenheit vollführt habe.“

„Ohne Zweifel; ich und meine ganze Familie werden Ihnen ewig dankbar für ihre Aufmerksamkeiten und ihr gutes Verfahren sein. Aber was machten Sie in Paris?“

„Ich arbeitete an der Herausgabe meiner, auf Ihren Befehl unternommenen Reise.“

„Sie waren also beim Ausbruch der Unruhen in Paris?“

„Allerdings, Sire, und ich habe mehreren Scenen des Metzelns beigewohnt; (der König zog die Augenbraunen zusammen) übrigens habe ich nicht selbst mitgefochten (der König nahm seine gewöhnliche Miene wieder an), weil ich meinen Pflichten als öffentlicher Functionair entgegen zu handeln geglaubt hätte, so lange Ihre Regierung nicht durch einen Andern ersetzt war; doch habe ich aufrichtigen Antheil am Siege des Volks genommen.“ (Die Züge des Königs verfinsterten sich wieder.)

Dieses Glaubensbekenntniß war nicht nach seinem Geschmack. Er sagte mit einem tiefen Seufzer: „Die Ordonnanzen sind nur ein Vorwand gewesen; der Schlag war vorbereitet, und den 17. September sollte die Monarchie umgestoßen werden. —

(Fortsetzung folgt.)

Lied von Nic. Becker.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein;
Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser darnach schrei'n.
So lang' er ruhig wallend
Sein grünes Kleid noch trägt,
So lang' ein Ruder schallend
In seine Woge schlägt!
Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein.

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' sich Herzen laben
An seinem Feuerwein;
So lang' in seinem Strome
Noch fest die Felsen stehn,
So lang' sich hohe Dome,
In seinem Spiegel sehn!
Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kuhne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n.
Sie sollen ihn nicht haben,

Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
So lang' dort kühne Knaben
Um schlanke Dirnen frei'n;
So lang' die Flosse hebet,
Ein Fisch auf seinem Grund,
So lang' ein Lied noch lebet,
In seiner Sänger Mund!
Sie sollen ihn nicht haben,
Den freien deutschen Rhein,
Bis seine Fluth begraben
Des letzten Mann's Gebein!

Hiezu die Chronik (litt. 13.) und eine Beilage.